Martins Traum

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575142

Nutzungsbedingungen

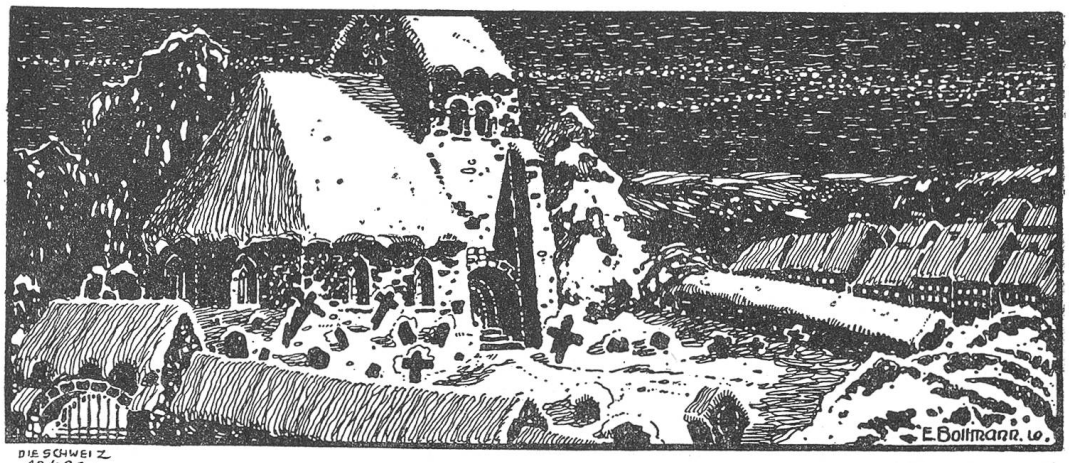
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



DIE SCHWEIZ
1948 0.

Sterben im Felde

Sei du willkommen, frühe Nacht,
Die mich umfängt und müde macht,
Sei du willkommen, Bruder Tod!
Ich sehe Sterne scheinen,
Ach, meine Mutter wird weinen —
Nein, weine nicht, ich leide keine Not!

Du Fremder, der mich hingestreckt,
Nun liegst auch du wie ich bedeckt
Vom friedevollen Sternenschein,
Und unser Streit und Hassen
Muß in der Nacht verblassen,
Bald werden wir versöhnt und Brüder sein.

Nimm mich, du Welt, an deine Brust
Und ströme deine dunkle Lust
Noch einmal durch mein müdes Herz!
Wie sind wir irr gegangen,
Und müssen doch gelangen
Zur Mutter alle heimatwärts.

Hermann Hesse, Bern.

Martins Traum.

Von Hermann Hesse, Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Am zweiten Tage seiner Krankheit, drei Tage vor seinem Tode, hatte der Schüler Martin bei schon beginnendem Fieber diesen Traum:

Sein Vater legte ihm die schwere Hand auf die Schulter und sagte: „Ich begreife ganz gut, daß du nun bei uns nicht mehr viel lernen kannst. Du mußt ein großer und guter Mann werden und dir ein besonderes Glück gewinnen, das findet man nicht daheim im Nest. Paß auf: Du mußt jetzt zuerst auf den Berg der Er-

kenntnis steigen, dann mußt du Taten tun, und dann mußt du die Liebe finden und glücklich werden."

Während der Vater diese letzten Worte sagte, schien sein Bart länger und sein Auge größer zu werden, er sah für einen Augenblick wie ein schöner greiser König aus. Dann gab er dem Sohn einen Kuß auf die Stirne und hieß ihn gehen, und der Sohn ging, eine breite, feierliche Treppe hinab wie aus einem Palast, und als er über die Straße ging und gerade das Städtlein verlassen wollte, begegnete ihm seine Mutter und rief ihn an: „Ja, Martin, willst du denn fortgehen und mir nicht einmal adieu sagen?" Bestürzt sah er sie an und schämte sich zu sagen, er habe gemeint, sie sei schon lang gestorben; denn er sah sie ja hier lebend vor sich stehen, und sie war schöner und jünger, als er sie in Erinnerung gehabt hatte, ja, sie hatte etwas fast Mädchenhaftes an sich, sodaß er, als sie ihn küßte, in einem sonderbaren Gefühl rot wurde und sie nicht wieder zu küssen wagte. Sie sah ihm in die Augen mit einem hellen blauen Blick, der wie ein Licht in ihn überging und in ihm weilen blieb, und nickte ihm zu, als er verwirrt und in Hast davonging.

Vor der Stadt fand er ohne Erstaunen statt der Landstraße und dem Tal mit der Eschenallee einen Meerhafen liegen, wo ein großes altmodisches Schiff mit einem Drachenschnabel und mit bräunlichen Segeln bis in den goldenen Himmel ragte, wie auf seinem Lieblingsbilde von Claude Lorrain, und wo er sich alsbald nach dem Berge der Erkenntnis einschiffte.

Das Schiff und der goldene Himmel entschwand jedoch unvermerkt wieder aus der Sichtbarkeit, alle Dinge schienen dünner und zarter geworden und aus geistigerem Stoffe zu bestehen, und nach einer Weile fand sich der Schüler Martin wie erwachend auf einer Landstraße wandern, schon weit von daheim, und einem Berg entgegengehen, der in der Ferne abendrot glühte und nicht näherzukommen schien, solange er auch wanderte. Zum Glück schritt neben ihm sein Professor Seidler und sagte väterlich: „Hier ist keine andere Konstruktion am Platze als der Ablativus absolutus, nur mit seiner Benützung kommen Sie plötzlich in medias res!" Er folgte alsbald, und es fiel ihm ein Ablativus absolutus ein, der gewissermaßen die ganze Vergangenheit seiner selbst und der Welt in sich begriff und mit jeder Art von Vergangenheit so gründlich aufräumte, daß alles hell voll Gegenwart und Zukunft wurde. Und damit stand er plötzlich oben auf dem Berge, aber neben ihm auch der Professor Seidler, und der sagte auf einmal Du zu ihm, und Martin duzte auch den Professor, und dieser vertraute ihm an, er sei eigentlich sein Vater, und indem er sprach, wurde er dem Vater Martins immer ähnlicher, und die Liebe zum Vater wurde mit der Liebe zum Lehrer und mit der Liebe zur Wissenschaft in dem Schüler eins, und jede Liebe wurde stärker und schöner, und während er saß und sann und von lauter ahnender Verwunderung erfüllt war, sagte sein geistiger Vater neben ihm: „So, jetzt sieh um dich!" Da war eine unsägliche Klarheit rings umher, und alles auf der Welt war in bester Ordnung und sonnenklar; er begriff vollkommen, warum seine Mutter gestorben war und doch noch lebte; er begriff bis ins Innerste, warum die Menschen an Aussehen, Gebräuchen und Sprachen so verschieden und doch aus einem Wesen und nahe Brüder waren; er begriff Not und Leid und Häßlichkeit so sehr als notwendig und von Gott gewollt und gemußt, daß sie schön und hell wurden und laut von der Ordnung und Freude in der Welt sprachen. Und ehe er noch ganz klar darüber war, daß er nun auf dem Berg der Erkenntnis gewesen und weise geworden sei, fühlte er sich zu einer Tat berufen, und obwohl er seit zwei Jahren immerzu über ganz verschiedene Berufe nachgedacht und sich nie für einen entschieden hatte, wußte er jetzt doch ganz genau und sicher, daß er ein Baumeister war, und es war herrlich, das zu wissen und nicht den kleinsten Zweifel mehr zu haben.

Alsbald lag da weißer und grauer Stein, lagen Balken und standen Maschinen, viele Menschen standen umher und wußten nicht, was tun; er aber, er, Martin, wies mit den Händen und erklärte und befahl, hielt Pläne in Händen und brauchte nur zu winken und zu deuten, so liefen die Menschen und waren glücklich, eine verständige Arbeit zu tun, hoben Steine und

schoben Karren, richteten Stangen auf und meißelten an Blöcken, und in allen Händen und in jedem Auge war der Wille des Baumeisters Martin tätig. Das Haus aber entstand und wurde ein Palast, der mit Giebelfeldern und Vorhallen, mit Höfen und Reihen von Bogenfenstern eine ganz selbstverständliche, einfache, freudige Schönheit verkündigte, und es war klar, daß man nur einige solche Sachen zu bauen brauchte wie diesen Palast, damit Leid und Not, Unzufriedenheit und Verdruß von der Erde verschwänden.

Mit der Vollendung des Bauwerks war Martin schläfrig geworden und hatte nicht mehr genau auf alles acht, er hörte etwas wie Musik und Festlichkeit um sich tosen und gab sich in Ernsthaftigkeit und seltsamer Befriedigung einer tiefen schönen Müdigkeit hin. Aus ihr tauchte sein Bewußtsein erst dann empor, als wieder seine Mutter vor ihm stand und ihn an der Hand nahm. Da wußte er, daß sie nun mit ihm in das Land der Liebe gehen wolle, wie es verheißen war, und er wurde still und erwartungsvoll und vergaß alles, was er auf dieser Reise schon erlebt und getan hatte; nur vom Berge der Erkenntnis und von seinem Palastbau her glänzte ihm eine Helligkeit und ein bis in den Grund hinab gereinigtes Gewissen nach.

Die Mutter lächelte und hielt ihn an der Hand; sie ging bergabwärts in eine abendliche Landschaft hinein, ihr Kleid war blau, und im wohligen Gehen entschwand sie ihm, und was ihr blaues Kleid gewesen war, das war das Blau der tiefen Talferne, und indem er das erkannte und nicht mehr wußte, war die Mutter wirklich bei ihm gewesen oder nicht, befiel ihn eine Traurigkeit; er setzte sich in die Wiese und fing an zu weinen, ohne Schmerzen, hingegeben und ernsthaft, wie er vorher im Schaffensdrang gebaut und in der Müdigkeit geruht hatte. In seinen Tränen fühlte er, daß ihm nun das Süßeste begegnen sollte, was ein Mensch erleben kann, und wenn er darüber nachzusinnen versuchte, wußte er zwar wohl, daß das die Liebe sei, aber er konnte sie sich nicht recht vorstellen und endete mit dem Gefühl, die Liebe sei wie der Tod, sie sei eine Erfüllung und ein Abend, auf welchen nichts mehr folgen dürfe.

Er hatte es noch nicht zu Ende gedacht, da war wieder alles anders: es spielte unten im blauen Tal eine köstliche ferne Musik, und es kam über die Wiese her Therese gegangen, ein Mädchen aus seiner Vaterstadt, und er wußte plötzlich, daß er diese schon immer lieb gehabt hatte. Sie hatte dasselbe Gesicht wie immer, aber sie trug ein einfaches, edles und würdiges Kleid wie eine Griechin, und kaum war sie da, so war es Nacht, und man sah nichts mehr als einen Himmel voll großer, heller Sterne.

Das Mädchen blieb vor Martin stehen und lächelte. „So, bist du da?“ sagte sie freundlich, als habe sie ihn erwartet.

„Ja,“ sagte er, „die Mutter hat mir den Weg gezeigt. Ich bin jetzt mit allem fertig, auch mit dem großen Haus, das ich bauen mußte. Da mußt du drin wohnen.“

Sie lächelte aber nur und sah fast mütterlich aus, überlegen mit einem Schein von Traurigkeit, wie die Erwachsenen.

„Was soll ich jetzt tun?“ fragte Martin und legte die Hände auf die Schultern des Mädchens. Sie neigte sich vor und sah ihm aus solcher Nähe in die Augen, daß er ein wenig erschrak, und er sah jetzt nichts mehr als ihre großen ruhigen Augen und hoch darüber in einem Goldnebel die vielen Sterne. Sein Herz schlug heftig und tat weh.

Das schöne Mädchen legte seinen Mund auf Martins Mund, und indem sein Wesen schmolz und aller Wille von ihm wich, begannen oben in der blauen Finsternis die Sterne leise zu tönen, und während Martin fühlte, daß er jetzt die Liebe und den Tod und das Süßeste koste, was ein Mensch erleben kann, hörte er die Welt um sich her in einem feinen Reigen klingen und sich bewegen, und ohne seine Lippen vom Munde des Mädchens zu lösen und ohne mehr irgend etwas in der Welt zu wollen und zu begehren, fühlte er sich und sie und alles in den Sternenreigen mitgenommen, er schloß die Augen und flog mit sanftem Schwindel eine tönende, ewig vorbestimmte Straße dahin, auf der keine Erkenntnis und keine Tat und nichts Zeitliches mehr auf ihn wartete.

□ □